Rezensionen = Comptes rendus de livres

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **114 (2018)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHES ARCHIV FÜR VOLKSKUNDE / ARCHIVES SUISSES DES TRADITIONS POPULAIRES
114. Jahrgang (2018), Heft 1, S. 103–126

Rezensionen – Comptes rendus de livres

Bose, Friedrich von: Das Humboldt-Forum. Ethnografie seiner Planung
(Dissertation, Berlin 2014). Berlin: Kadmos 2016, 320 S., Ill.

Bereits Ende nächsten Jahres soll das Humboldt-Forum in dem nach historischem Vorbild und Plänen des italienischen Architekten Franco Stella wiedererrichteten Berliner Schloss eröffnet werden. Eines der umstrittensten und in seiner Widersprüchlichkeit vielleicht auch eines der signifikantesten Kulturprojekte des jungen 21. Jahrhunderts sollte damit nach Jahren der öffentlichen Auseinandersetzung, der immer wieder revidierten Planung und aufwendigen Realisierung seinen regulären Betrieb aufnehmen. Die Recherchen für das vorliegende Buch werden dann bereits fünf Jahre abgeschlossen sein, dennoch wird es auch nach der Eröffnung nichts von seiner Aktualität eingebüsst haben. Denn die 2014 als Dissertation angenommene Studie des Berliner Europäischen Ethnologen Friedrich von Bose konzentriert sich mit dem Zeitraum zwischen 2009 und 2014 auf Schlüsseljahre der Konzeption des Forums und bringt überdies Einsichten, die weit über den engeren Gegenstand hinausgehen.

Friedrich von Boses Untersuchung versteht sich – wie der Untertitel signalisiert – als Ethnografie des Planungsprozesses und ordnet sich damit ein in die jüngere ethnografische Museumswissenschaft mit ihrem Fokus auf die verschiedenen AkteurInnen und Praktiken des Sammelns und Zeigens. Als Ethnografie eines Making-of in einem komplexen Feld der Politiken und AkteurInnen kann von Bose die Studie aber nicht auf eine Begleitung institutioneller Prozesse beschränken, sondern muss auch Stadt und Öffentlichkeit im Auge behalten. Dementsprechend produktiv an einer Schnittstelle verschiedener kulturwissenschaftlich-anthropologischer Forschungsrichtungen angesiedelt, kann das vorliegende Buch auch als Beitrag zur Anthropologie von Stadt und Politik und nicht zuletzt als Untersuchung der Welt- und Selbstbilder «repräsentativer Kultur» (Friedrich Tenbruck) der Spätmoderne verstanden werden. Theoretisch versiert und methodisch reflektiert, bewegt sich der Autor souverän in dem von vielerlei AkteurInnen und ihren Beziehungen bestimmten (als *multi sited* verstandenen) Berliner Konfliktfeld. Eigene Positionalitäten werden dabei ebenso angesprochen wie die spezifischen Herausforderungen einer Feldforschung als Europäischer Ethnologe unter EthnologInnen – selten hat man schliesslich in jüngerer Zeit in einer Qualifikationsarbeit des sich zusehends anthropologisierenden Fachs disziplinäre Abgrenzungslogiken so präzise und vor allem aus der Erfahrung des akademisch-institutionellen Felds heraus formuliert gefunden.

Für die Darstellung seiner in Methodenvielfalt gewonnenen Erkenntnisse aus der Teilnahme an verschiedenen Veranstaltungen, aus Interviews mit massgeblichen AkteurInnen, der Analyse von Dokumenten, Konzepten und Plänen wie auch der Analyse exemplarischer Präsentationen der «Probebühnen des Humboldt Labs» hat von Bose eine überzeugende Anordnung gefunden. Nach einer Einführung und theoretisch-methodologischen Situierung, «Eine Ethnografie der Planung» (Abschnitt I), erfolgt die Argumentation in drei Schritten: Stehen zunächst im Abschnitt II («Das Humboldt-Forum: Ein Schloss für die ‹außereuropäischen Kulturen›») die Begründungsnarrative, ihre erinnerungspolitischen Dimensionen und kulturpolitischen Paradoxien im Vordergrund, rückt der Abschnitt III, «Bewegung und Multiperspektivität: Die Ausstellungsplanung fürs Humboldt-Forum», konkrete Aushandlungsprozesse und konzeptionelle Strategien ins Zentrum. Die Studie verzichtet auf ein klassisches Resümee und schliesst mit einer Analyse des zur Vorbereitung des Forums am alten Dahlemer Standort realisierten «Humboldt Labs», in der wichtige Linien der Untersuchung am konkreten Gegenstand erster Präsentationen erläutert und zusammengeführt werden (Abschnitt IV, «Instituierende Praxen: Das Humboldt Lab Dahlem»).

Hier fehlt selbstredend der Platz, um die inhalts- und detailreichen Analysen von Boses en detail nachzeichnen zu können. Ihr Verdienst liegt ohnehin weniger in der Totalität und Vielfalt des Zugriffs als in den Beziehungen, die zwischen den unterschiedlichen Dimensionen des Planungsprozesses –salopp gesagt zwischen Politik und Praxis, öffentlichem Willen und Ausstellungsrundgang – hergestellt werden. Glanzlicht ist in dieser Hinsicht im zweiten Abschnitt die Herausarbeitung der grundsätzlichen Widersprüche des wohlgemeinten Anspruchs eines ‹Dialogs der Kulturen› im Zentrum Berlins und der damit verbundenen Rhetorik vom Umzug der Dahlemer Sammlungen (des Ethnologischen Museums und des Museums für asiatische Kunst) als einer ‹Rückkehr› nicht nur im räumlichen Sinn. Von Bose verweist dabei unter anderem am Beispiel der Diskussionen um eine «europäische Perspektive» und der damit einhergehenden Differenzierung von Kolonialismen auf Ambivalenzen der Argumentation der Museen. Mit dem Wunsch einer kritischen Überwindung der «Krise der Repräsentation» handeln sie sich unbemerkt neue Affirmationen ein. Und von Bose zeigt ausgerechnet an dem nicht nur in Berlin in den letzten Jahren im Schwange stehenden Denkbild der Kunst- und Wunderkammer sehr eindrücklich, wie Metaphern und Arbeitsweisen des Forums (!) kulturpolitischen Logiken der Repräsentation folgen und dabei immer wieder das Bestreben erkennen lassen, «die Geschichte der Sammlungen und ihrer Protagonisten als eindeutig und positiv darzustellen» (S. 157).

In ähnlicher Weise wird von Bose im dritten Abschnitt die dauernde Rede vom «Modul» (im Sinn einer modulartigen, flexiblen Konzeption und Gestaltung) in den bis ins Jahr 2000 zurückreichenden Planungsphasen zum Indikator. Er untersucht es nicht nur als *boundary object* (nach Griesemer und Star) der Verhandlung von Inhalt und Gestaltung im Planungsprozess, sondern mit viel Gewinn auch in einer raumtheoretischen Perspektive auf Museumsarbeit, indem zum Beispiel die Problematik der Konstituierung neuer Entitäten in der Modularisierung benannt wird. Die Analysen lassen nicht nur einen sensiblen Feldforscher – sei es im Archiv beim Studium der Konzepte oder bei der Beobachtung der Arbeit am Modell (S. 182) – erkennen, sondern auch von Boses hervorragenden Blick für die politische Dimension der gängigen Metaphern

gegenwärtiger Museumsarbeit und ihrer damit verbundenen Vorstellungen von Welt, Kultur und Erkenntnis. Exemplarisch herausgearbeitet werden die Schwierigkeiten, welche die Uneindeutigkeiten musealer Sammlungen heutigen AkteurInnen bereiten, am Beispiel der Sammlungsgruppen «Südsee und Australien» und «Afrika». Mit J. Fabian spricht von Bose hier von einer «Verweigerung der Gleichzeitigkeit» (S. 200) und sieht den Willen zur Dekonstruktion musealer Ordnungen in neuen Repräsentationen immer wieder in den strukturellen Epistemiken und im Wunsch nach eindeutigen Erzählungen gefangen. Dementsprechend skeptisch fällt dann auch seine Bilanzierung der von den Leitbildern der Bewegung und Multiperspektivität beherrschten Ausstellungsplanung als «strategische Reflexivität» aus (III/Kap. 12).[1] Er sieht diese – hier die Grundgedanken postkolonialer Kritik sehr bedacht fortentwickelnd – sowohl in der problematischen Umgangsweise der Stiftung Preussischer Kulturbesitz mit Fragen der Provenienz als auch in den diffusen Vorstellungen der Museen in Bezug auf Multiperspektivität in der Ausstellungsplanung und den Einbezug der *source communities.* Vorstellungen von legitimem Besitz und die Bemühungen der Sicherung von Deutungsmacht beherrschen die Rhetorik einerseits, die konkrete Suche nach neuen Arbeits- und Darstellungsweisen andererseits – ungeachtet ihrer mit Vielfalt, Dialog und Gemeinsamkeit argumentierenden Leitbilder.

Welch mühsamer Aushandlung Letztere bedürfen, führt der vierte Abschnitt mit seinen exemplarischen Analysen der Pilotausstellungen des Humboldt Labs vor Augen. Von Bose skizziert hier nochmals sehr eindrücklich die grosse Zahl der AkteurInnen und vor allem die Komplexität ihrer Beziehungen. Neben den beiden für den Umzug ins Schloss vorgesehenen Museen mit ihren Direktionen und MitarbeiterInnen war bekanntlich der Schweizer Ausstellungsmacher Martin Heller neben der Masterplanung für vier Jahre mit der Bespielung des Labs betraut. Von Bose hat sich das Zustandekommen und die Aufnahme von zwei Lab-Ausstellungen vertiefend angeschaut und daraus unter anderem eine an das Konzept des *prosuming* anschliessende Diskussion des Museums als Raum der Aneignung abgeleitet. Darauf aufbauend (und am Ende leider da und dort ein wenig in den Tonfall des Evaluators verfallend) diskutiert er schliesslich äusserst anregend den Nutzen eines Selbstverständnisses eines Museums als Lab (nicht: mit Lab). Dass dabei nicht nur der analytische Blick auf eine lokal situierte, aber transnational perspektivierte Problematik ins Zentrum gerückt wird, sondern auch die Kontingenz der eigenen Position in den Bemühungen um eine neue Auslegeordnung problematischer Sammlungen thematisiert wird, unterstreicht den doppelten Wert der vorliegenden Studie: sie hilft zum einen, den Transformationsprozess kolonialer Sammlungen in gegenwärtige Museen aufzuschliessen, sie leistet zum anderen einen gewichtigen Beitrag zu Grundfragen einer ethnografischen Kulturanalyse und ihrer Arbeitsweisen. Eine Leseempfehlung also nicht nur für an Museumsforschung Interessierte oder mit ähnlichen Problemen in der Praxis Konfrontierte, sondern auch für all diejenigen, die in womöglich ganz anderen Feldern mit Fragen von Relationalität, Wissen und der Evidenz des Kulturellen beschäftigt sind und nach Wegen einer reflektiert engagierten Forschung suchen.

BERNHARD TSCHOFEN

1 Von Bose hat zwischenzeitlich seine wesentlichsten Ergebnisse auch in kompakter Form publiziert. Vgl. Bose, Friedrich von: Strategische Reflexivität. Das Berliner Humboldt Forum und die postkoloniale Kritik. In: Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag 25/3 (2017), S. 409–417.

Carstensen, Jan; Frost, Katarina (Hg.): Creating Museums – Museen erschaffen. 50 Years Association of European Open-Air Museums – 50 Jahre Verband Europäischer Freilichtmuseen.
Münster: Waxmann 2016, 208 S., Ill.

Die Herausgeber Jan Carstensen und Katarina Frost (zurzeit Präsidentin der *Association of European Open-Air Museums,* AEOM) haben es sich zur Aufgabe gemacht, zum Fünfzig-Jahr-Jubiläum des Verbands Europäischer Freilichtmuseen einen komplett zweisprachigen Sammelband auf Englisch und Deutsch vorzulegen. Das Jubiläumstreffen 2016 wurde am *locus nascendi* in Bokrijk, Belgien, zu Ehren des 1974 verstorbenen Gründers Jozef Weyns begangen. Der Band enthält in Form von acht verschriftlichten Vorträgen von Adriaan de Jong, Josef Mangold, Katrin Rieder, Stefan Baumeier, Jan Vaessen, Miklos Cseri, Thomas Bloch Ravn und Henrik Zipsane die eindrucksvolle Geschichte nicht nur des Verbands, sondern der Freilichtmuseen in Europa überhaupt.

Das erste Freilichtmuseum wurde 1891 in Stockholm gegründet, und sein Name *Skansen* steht bis heute für «Freilichtmuseum». Diese Gründung läutete die erste Aufbauphase ein, die sogenannte skandinavische Periode, in der Museen dieses Typs vor allem in Schweden, Norwegen und Finnland entstanden. Das Ende des Zweiten Weltkriegs setzte eine Zäsur. Es folgten Freilichtmuseen auf dem europäischen Kontinent. Diese zweite Aufbauphase wird die deutsche Periode genannt. Ausgangspunkt war aber Bokrijk in Belgien, dessen Leiter Jozef Weyns den fachlichen, aber auch freundschaftlichen Kontakt zu anderen Museumsdirektoren suchte und fand. In enger Zusammenarbeit mit August Bernet Kempers, dem Leiter des Niederländischen Freilichtmuseums in Arnheim, entstand eine Arbeitsgemeinschaft europäischer Freilichtmuseen. Die aus Kostengründen drohende Schliessung des Freilichtmuseums in Arnheim machte den Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft bewusst, dass sie ein grösseres Dach brauchten. 1966 gründeten sie den Verband Europäischer Freilichtmuseen und schlossen sich dem Internationalen Museumsrat (International Council of Museums, ICOM) mit Sitz in Paris als *affiliated organization* an. Den Verbandsmitgliedern war es wichtig, ihr Netzwerk und die freundschaftliche Verbundenheit mit vielen Direktoren und Kuratoren grösserer und kleinerer Freilichtmuseen aufrechterhalten zu können, ohne Vorschriften des Weltverbands übernehmen zu müssen, welche die Freiheit des Verbands eingeschränkt hätten. Es folgte eine dritte Aufbauphase, die angelsächsische Periode genannt. In den 1970er- und 80er-Jahren entstanden neue Freilichtmuseen in Grossbritannien, Irland, Kanada und den Vereinigten Staaten. Erst in dieser Phase entstand auch in Dänemark ein wichtiges Museum, *Den gamle by,* dessen Direktor seit 1996 Thomas Bloch Ravn ist. Noch zu kommunistischen Zeiten, aber vor allem nach der Wende 1989 fand ein intensiver und äusserst fruchtbarer Austausch zwischen Ost- und Westeuropa statt. Diese Kontakte sind vor allem deshalb wichtig, weil in den mittel- und ostmitteleuropäischen Ländern die Landwirtschaft noch präsenter ist als in Westeuropa; die Agrarkultur war lange ein wesentlicher Bestandteil der Freilichtmuseen. Umgekehrt werden heute ganze Stadtteile aus den 1970er-Jahren angegliedert oder es wird eine *Strasse 2014* geplant. Diese Öffnung zur Gegenwart hin ist ein Publikumsmagnet und entscheidend für den Fortbestand der Museen. So erfolgreich sie bis anhin waren, müssen sie doch mit der Zeit gehen, denn die Geschichte wartet nicht auf sie. Zum Schluss sei auf den Beitrag des aktuellen Vizepräsidenten des Verbands, Henrik Zipsane, hingewiesen. Er positioniert die Mitglieder in Bezug auf

ganz Europa und kommt zum Schluss, dass bis heute Südeuropa ausgeklammert bleibt. Das einzige italienische Freilichtmuseum befindet sich in Südtirol und weist eine starke Orientierung nach Österreich auf. Den Grund für die seit über hundert Jahren bestehende Absenz der südeuropäischen Staaten sieht Zipsane in der Bedeutung der Antike für diese Länder, aber auch für Europa insgesamt. Für die EU sei wichtig, dass verschieden geprägte Geschichtsbilder sich zu einem verbindlichen Geschichtsbild für ganz Europa vereinen.

PAULA KÜNG-HEFTI

ENDTER, CORDULA; KIENITZ, SABINE (HG.): Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis. Ordnungen – Beziehungen – Materialitäten
(Aging Studies, 10). Bielefeld: transcript 2017, 368 S.

Alter(n) als soziale und kulturelle Praxis ist nicht nur der Titel einer neuen interdisziplinären Publikation aus dem *transcript* Verlag, sondern gleichzeitig deren gesellschaftspolitisches wie wissenschaftliches Statement. Mit dem ersten Satz ihrer Einleitung machen die beiden Herausgeberinnen Cordula Endter und Sabine Kienitz die theoretische Grundlage und Ausrichtung des Sammelbands klar: «*Alter(n),* das ist nicht nur eine biologisch definierte Lebensphase, sondern als eine spezifische Form der sozialen Praxis zugleich auch Teil einer kulturellen Ordnung [...].» (S. 9) Gegen die – nicht nur wissenschaftlich, sondern vor allem in Hinblick auf den gesellschaftlichen Diskurs – problematische Essenzialisierung beziehungsweise Naturalisierung von «Alter» setzen die beiden Kulturwissenschaftlerinnen dezidiert eine prozessorientierte und akteurzentrierte Konzeption von «Alter(n)». Im Blick auf das «Alter(n)» wird dieses als Gegenstandsbereich sichtbar, «der sich stets in Relation zu anderen Bereichen konstituiert» (S. 14). Alter(n) gibt es also nicht an sich, sondern nur aus der Verbindung, Abgrenzung, Differenz oder Modifizierung zu beziehungsweise von anderen gesellschaftlichen Bereichen und Kategorisierungen. Diese konstruktivistische Zugangsweise legt die Basis sowohl für die wissenschaftlichen Erkundungen der unterschiedlichen subjektiven Erfahrungen, Praktiken und ihrer Materialisierungen von und im Alter(n) als auch für die mit den Forschungen intendierten gesellschaftskritischen Aussagen, die sich an die Adresse einer zeitgenössisch-neoliberalen Politik richten, die angesichts von (statistischen) Drohszenarien einer finanziell – scheinbar – nicht mehr tragbaren (Über-) Alter(ung)s-Gesellschaft die bisherigen Sicherungssysteme herunterfährt und mit dem Appell an Selbstsorge und Eigenverantwortung die – bisher noch – staatlichen Leistungen an das Subjekt weiterreicht. Gegen solche Positionen werden in dem Band gesellschaftlich virulente Stereotype über das «Alter» immer wieder empirisch konkretisiert, reflexiv verwischt und analytisch dekonstruiert im Blick auf die – empirisch nachvollzogenen – subjektiven Alltage. Konsequent richtet sich der Band auch gegen eine Marginalisierung und Nichtanerkennung biografischer Erfahrungen alter(nder) Menschen, die im demografisch-quantifizierenden Gesellschaftsbild weggedrängt werden.

Der Sammelband stellt das Ergebnis der interdisziplinären Tagung *Alter(n) in Beziehungen. Ordnungen – Praktiken – Materialitäten* dar, die im Februar 2015 am Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie der Universität Hamburg stattfand. Das Buch folgt in seiner Anlage zwar der Konzeption der Tagung, geht im Ganzen aber deutlich über einen Abdruck der gehaltenen Vorträge hinaus. Um der «Multiplizität des Alter(n)s» (Endter/Kienitz, S. 10) gerecht zu werden, ist der Band in drei grosse Kapitel gegliedert, die sowohl

als erkenntnisleitende Perspektiven als auch als ineinander und miteinander verwobene Felder verstanden werden können. Die Zuordnung der einzelnen Beiträge zu den drei grossen Kapiteln kann und soll in diesem Sinn – wie es die beiden Herausgeberinnen auch explizit formulieren – als durchlässig verstanden werden. Verschiedene Artikel könnten mit Fug und Recht ebenso einem anderen Bereich zugeordnet werden. Dies spricht allerdings nicht *gegen* die Gliederung der Beiträge beziehungsweise gegen die Beiträge an sich, sondern *für* sie: Im Nachvollzug der verschiedenen Texte entfaltet sich die komplex angelegte Forschungsrepräsentation, die nicht allein Einblicke in unterschiedliche Forschungen und Felder zum «Alter(n)» ermöglicht, sondern im Sinn einer inneren Vernetzung die Themen und Ergebnisse so miteinander verbindet, dass die multidimensionale Komplexität des «Alter(n)s» erkennbar und den LeserInnen immer wieder vor Augen geführt wird. Diese Komplexitätsrekonstruktion entsteht und gewinnt zum einen durch den Raum, der den AutorInnen für ihre Überlegungen gegeben wurde. Die ungefähr 25 Seiten ermöglichen es den ForscherInnen, im Umfang und in der Dichte ihrer theoretischen, methodischen, empirischen und inhaltlichen Ausführungen über das Format eines Referats an einer Tagung hinauszugehen. Zum anderen basiert der grösste Teil der Beiträge auf umfangreicheren Forschungsprojekten, wodurch die AutorInnen auf einen gut abgestützten Quellenfundus sowie vertiefte Literaturkenntnisse zurückgreifen können. Dadurch finden sich sowohl bestehende Themenfelder ergänzende Beiträge mit neuem empirischem Material als auch Artikel, die neue Felder erschliessen, die neue Blickwinkel erproben, die theoretische Anleihen bei thematisch und disziplinär «fremden» Forschungsfeldern machen, die mit methodisch komplexen Zugangsweisen experimentieren und die in ihren soziohistorischen Kontextualisierungen der jeweiligen Quelleninterpretationen das gesellschaftliche Geflecht der fokussierten Realisierungen sicht- und verstehbar werden lassen.

Die einzelnen Beiträge, die in der Einleitung von Endter und Kienitz pointiert vorgestellt und hier deshalb nicht einzeln besprochen werden, sind gewinnbringend zu unterschiedlichen thematischen Schwerpunkten rezipierbar – wie beispielsweise zum Thema Umgang mit Zeit, zu spezifischen Dingpraxen oder sich verändernden Verwandtschaftsbeziehungen, zu Privatheit und Autonomie oder zur Verquickung von privater und kollektiver Erinnerung – sowie als ganzes Buch, dessen Perspektivierungen, Fragestellungen und Ergebnisse sich mit der Lektüre jedes weiteren Beitrags zunehmend erweitern und verdichten. Die verschiedenen Beiträge verbindet zwar alle ihre Fokussierung auf das Alter(n), der Band stellt aber weit weniger ein Buch zur – sozial festgelegten – Kategorie des «Alters» dar; vielmehr bietet er einen differenzierenden Einblick in sehr unterschiedliche Felder und Dimensionen alltäglichen Lebens im westlichen Europa zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Die interdisziplinäre Herkunft sowie die damit verbundene breit gefächerte methodisch-theoretische Kompetenz der AutorInnen schreibt sich produktiv in die Beiträge ein, was ebenfalls wesentlich zur Repräsentation gesellschaftlicher Komplexität durch den Sammelband beiträgt. Das im Anhang abgedruckte AutorInnenverzeichnis erleichtert den LeserInnen die detaillierte Verortung und damit die bessere Kontextualisierung der verschiedenen Beiträge. In ähnlichem Sinn fungieren und funktionieren die meist umfangreichen, aktuellen Bibliografien zu den Texten, die es sowohl AnfängerInnen als auch fortgeschrittenen Alter(n)s-ForscherInnen ermöglichen, einen breit abgesteckten und tiefer gehenden sowie effizienten Zugang zur

Erforschung von zeitgenössisch-subjektbezogenen Alltagen unter der Perspektive des Alter(n)s zu erhalten.

Die Leistung und das Potenzial des Buchs liegen somit – die obigen Kommentare zusammenfassend und pointierend – in dessen kritischer Haltung: der forschende Blick richtet sich immer wieder auf die historischen Widersprüchlichkeiten, die subjektiven Widerständigkeiten, die konkreten Oppositionen und Verneinungen, die soziale (Frei-)Räume schaffen, begrenzen und verengen, aber auch ausweiten beziehungsweise überschreiten können. Komplexitätsrepräsentation – ohne Komplexitätsreduktion – *at its best!*

SABINE EGGMANN

GERBER, ADRIAN: Zwischen Propaganda und Unterhaltung. Das Kino in der Schweiz zur Zeit des Ersten Weltkrieges (Zürcher Filmstudien, 37).

Marburg: Schüren Verlag 2017, 620 S., Ill.

Adrian Gerber gelingt es, den Einsatz und die Verwertung der meist nichtfiktionalen Propagandafilme der kriegführenden Nationen auf Schweizer Boden in ihrem quantitativen und qualitativen Ausmass zu rekonstruieren. Vor dem Hintergrund einer boomenden Kinoindustrie werden die Akteure wie Produzenten, Verleiher, Kinobetreiber, Filmkritiker und -gegner, Agenten und diplomatisches Personal, Polizeibehörden und Zensoren verortet, wie sie heimlich und offen ihr Geschäft mit- und gegeneinander betreiben und allmählich eine Struktur aufbauen. Die propagandistischen Erfolge halten sich übers Ganze gesehen in Grenzen und bescheren dem Publikum in der Schweiz eine insgesamt reiche und ausgewogene Filmauswahl.

Vielfältig sind die Quellen, die in dieser materialreichen Dissertation untersucht und bewertet werden. Sie reichen von den Filmen selbst, die – wenn sie denn noch vorhanden sind – zum Teil eingehend analysiert werden – über Inserate, Werbematerial, Plakate, Postkarten, Besprechungen und Kritiken in Zeitungen, Zeitschriften und Illustrierten bis zu behördlichen Schriftenwechseln, die der Autor in Archiven (unter anderem Bundesarchiv, Berlin; Politisches Archiv, Auswärtiges Amt, Berlin; Schweizerisches Bundesarchiv; Staatsarchive der Kantone Basel-Stadt, Bern und Luzern) auffand und kontextualisierte.

Als zeitliche Grenzen setzt der Autor die Jahre 1906/07 und die frühen 1920er-Jahre fest. Die Ersteren bilden den Zeitpunkt, in dem das Wanderkino durch feste Abspielorte abgelöst wurde. 1914, zu Beginn des Ersten Weltkriegs, verfügten bereits kleinere Städte mit weniger als 20'000 Einwohnern über eine oder mehrere feste Abspielstellen. In der Wahrnehmung der Zeitgenossen vervielfachten die Kinos sich wie «Pilze nach einem Gewitter». Zwischen 1914 und 1918 stagnierte die Entwicklung zwar vorübergehend, nach 1920 setzte der Kinoboom aber von Neuem ein. Kurz vor dem Krieg begann auch produktionsseitig eine neue Entwicklung, die bis heute anhält: das Aufkommen von langen Spielfilmen. Um ein bürgerliches Publikum, das zum Teil die neuartige Vergnügungsindustrie ablehnte, von der «künstlerischen Qualität» zu überzeugen, wurde Spielfilme wie *Quo Vadis?* (Italien, 1913) in Zürich etwa in der Tonhalle aufgeführt (Nobilitierungsbestrebungen). Die Kinoarchitektur ging in die gleiche Richtung, indem die kahlen Kinosäle durch eigentliche Kinopaläste abgelöst wurden. Ebenso verbesserte man die Projektionstechnik, den Sitzkomfort, das Programmangebot und die Musikbegleitung. Das Programm wechselte jeweils mittwochs oder donnerstags. Es setzte sich aus nichtfiktionalen Teilen und einem meist fiktionalen Höhepunkt zusammen und war für jedermann erschwinglich. Der

Autor charakterisiert das Filmangebot auf dem Schweizer Markt für die Zeit während des Kriegs als konstant, international und divers. 1914 waren die hauptsächlichen Produktionsländer der in der Schweiz gezeigten Filme Frankreich (15 Prozent) und Deutschland (15 Prozent), gefolgt von Italien und den USA (ab 1918 waren die USA im Aufholen begriffen).

Die Kinoreformdiskussion der 1910er-Jahre, die verschiedentlich in der Forschung aufgearbeitet worden ist, erfährt durch den Autor eine Neubewertung. Er erweitert die Zahl der beteiligten Personen um die Kinobetreiber und die Kinoliebhaber. Dabei spielen die Filmzeitschriften *(Kinema, Journal suisse du cinéma, Cinéma romand, Revue suisse du cinéma, Schweizer Cinéma Suisse)* eine wichtige Rolle, indem Literaten ihre positiven Erfahrungen mit dem Kino beziehungsweise mit dem Film darin reflektieren oder sich kritisch mit dem Medium auseinandersetzen, woraus die unabhängige Filmkritik erwächst, oder die Kinogegner parodistisch karikiert werden *(Nebelspalter)*. Selbst auf Kinoplakaten macht sich ein Kinounternehmer wie Jean Speck über die bigotten Kinogegner lustig. Im Übrigen führte das nichtfiktionale Filmschaffen im Krieg sowohl auf Seiten der kriegführenden Länder als auch auf Seiten der neutralen Staaten zu einer breiten Akzeptanz des Mediums Film, auch in Kreisen, die dem Film kritisch gegenübergestanden hatten. Dass Spielfilme ebenso gut propagandistischen Zwecken dienen konnten, wurde erst spät erkannt, dann aber konsequent umgesetzt.

Der Hauptteil der Dissertation handelt von der filmischen Propaganda und Unterhaltung in der Schweiz zwischen 1914 und 1918. In dieser Doppelung geht es dem Autor darum, deutlich zu machen, dass sich von einem bestimmten Film nicht *eine* (etwa von seinen Herstellern intendierte) Rezeption ableiten lasse, sondern dass diese vom jeweiligen Publikum, von seinem Vorwissen und von der konkreten historischen Konstellation abhänge. Und wenn eine konkrete Rezeption, die als eine Form öffentlichen Kommunizierens zu begreifen ist, beschrieben werden kann (was sowohl durch einheimische Journalisten als auch durch in der Schweiz anwesende Botschaftsangehörige und Agenten der kriegführenden Länder geschieht), kann daraus nach Adrian Gerber umgekehrt auf die Gesellschaft geschlossen werden. Entscheidenden Einfluss auf die Rezeption nehmen auch Zwischentitel, Para- und Metatexte (Ankündigungen und Kritiken). Der Autor verwirft nachvollziehbar den intentionalen Propagandabegriff. Propagandafilme können entsprechend diesem Ansatz auch als Unterhaltungsfilme (miss)verstanden beziehungsweise wahrgenommen und «erlebt» werden. Die Intentionen der Produzenten sind lediglich als Intentionen zu berücksichtigen, die sich oft nur ansatzweise, manchmal gar nicht, realisieren liessen. Beispielhaft kann der Autor das am längeren Dokumentarfilm *Graf Dohna und seine «Möwe»* (Deutschland, 1917) nachweisen. Der Film zeigt, wie der Hilfskreuzer «Möwe» unter dem Kommando von Graf Dohna englische Handelsschiffe versenkt, um die englische Handelssperre zu durchbrechen. Der Film wurde von der schweizerischen Bevölkerung mit Erschütterung aufgenommen und nicht als deutsches Heldengemälde. Auf deutscher Seite, wo ab September 1916 Harry Graf Kessler mit der sogenannten Kulturpropaganda beauftragt war, war man sich bewusst, dass die propagandistische Intention bis zu einem gewissen Grad gescheitert war. Zudem lässt sich eine unterschiedliche Propagandawirkung in der deutschen und in der lateinischen Schweiz nachweisen. Während das welsche Publikum das propagandistische Angebot als Einladung zu einer mitunter lauten politischen Stellungnahme wahrnahm, verhielt sich das Deutschschweizer Publikum ruhig, liess sich belehren und/oder genoss.

Während der Produktionshintergrund amtlicher Propagandafilme der kriegführenden Staaten dem Schweizer Publikum bekannt war, war der amtliche Charakter ihrer propagandistischen Vertriebs- und Aufführungsstruktur (das Deutsche Reich besass eigene Kinos in der Schweiz) weitgehend unbekannt. Das Schweizer Publikum wiederum hatte das Privileg einer breiten Auswahl, indem alle kriegführenden Staaten mit ihren Propagandafilmen präsent waren. Mitunter zeigte sogar ein und dasselbe Kino nichtfiktionale Neuigkeitsfilme sowohl der Entente (Frankreich, Vereinigtes Königreich, USA, Italien) als auch der Mittelmächte (Deutsches Reich, Österreich-Ungarn) gleichzeitig. Auf die gegnerischen Propagandafilme reagierte man in diesem Propagandakrieg durch Gesuche bei eidgenössischen oder kantonalen Stellen, um ein Aufführungsverbot zu erwirken, oder man versuchte, die meist einzige Kopie in der Schweiz aufzukaufen und aus dem Verkehr zu ziehen.

Die Schweiz als Ort der Distribution und der Konsumation konnte den filmischen «Grossmächten» nur ganz ausnahmsweise eigene Filmproduktionen entgegensetzen. Auf zwei nichtfiktionale schweizerische Propagandafilme geht der Autor ein, auf *Die Durchreise der französischen Evakuierten durch die Schweiz* (Schweiz, 1917) und *Die schweizerische Armee* (Schweiz, 1918). Während der eine Film, nicht ganz selbstlos, die humanitäre Schweiz feiert, mobilisiert der andere die patriotischen Kräfte, um die immer deutlicher werdenden sozialen Verwerfungen zu kaschieren.

Gestaltet ist das Buch sehr ansprechend. Die farbigen Abbildungen – von denen man sich mehr wünschte, wissend, dass diese einen beträchtlichen Kostenfaktor darstellen – vermitteln, anders als es das Wort vermag, auf anschauliche Weise die kinematografische Atmosphäre der 1910er-Jahre. Sie sind gleichsam das Geschenk für die Anstrengung der Lektüre, die im Fall des Rezensenten eine ganze Woche in Anspruch genommen hat. Der Autor berücksichtigt auch, und das ist ihm hoch anzurechnen, die aktuellen deutschen, französischen und niederländischen Forschungen auf diesem Gebiet und behält in der Analyse und Rekonstruktion des spezifisch schweizerischen Falls mit seinen neutralitätspolitischen Implikationen auch das grosse Ganze im Blick. Der Umfang hätte sich verkleinern lassen, wenn man bei den mitunter wiederholten identischen Nachweisen lediglich auf die entsprechende Fussnote verwiesen hätte. Und natürlich vermisst man das Namenregister, das bei einem so dicken Buch unerlässlich ist. Weiter fehlt der Hinweis, dass die in der Arbeit oft zitierte Branchenzeitschrift *Kinema* (1911–1919) auf der Website des Seminars für Filmwissenschaft der Universität Zürich als Digitalisat abrufbar ist (vgl. www.film.uzh.ch/de/bibliothek/zeitschriften/kinema.html). Damit sind die Kritikpunkte indes schon abgehakt. Das Fazit kann denn nicht anders lauten als: Mit der Dissertation von Adrian Gerber liegt eine sehr gründliche, quellenbasierte Untersuchung über den Propagandakrieg in Schweizer Kinos während des Ersten Weltkriegs vor, von der jede weitere Diskussion auszugehen hat.

ALFRED MESSERLI

KIECHLER, NORBERT: Streifzüge durch Schwyzer Exvoto-Landschaften (Schwyzer Hefte, 106).

Schwyz: Kulturkommission Kanton Schwyz, 2017, 123 S., Ill.

Streifzüge durch Schwyzer Exvoto-Landschaften von Norbert Kiechler ist ein schlankes Buch. Wie im Titel vermeldet, geht es explizit um die Exvoto-Tradition des bis heute stark katholisch geprägten Kantons Schwyz, auf dessen Territorium

mit dem Kloster Einsiedeln der wohl bedeutendste und bekannteste Wallfahrtsort der Schweiz liegt. So überrascht es kaum, dass der Kanton Schwyz zahlreiche Exvotos vorzuweisen hat, sodass recht eigentlich von einer Sakrallandschaft gesprochen werden kann.

Wie Michael Tomaschett, der Kunstdenkmäler-Inventarisator des Kantons Schwyz, in seiner kurzen Einleitung festhält, beginnt die Erforschung der Volksfrömmigkeit im frühen 20. Jahrhundert. Die vorliegende Schrift soll helfen, «achtsamer und respektvoller mit diesem wertvollen frömmigkeitsgeschichtlichen Kulturgut umzugehen» (S. 8).

Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung der Exvoto-Tradition in der Schweiz sind insbesondere die Bemühungen in den 1930er- und 40er-Jahren zu nennen. Zählungen des schweizweiten Bestands dieser Zeugnisse einer gelebten populären Frömmigkeit aus der Periode kommen auf rund 11'500 dieser frommen *Helgeli.* Federführend für den Kanton Schwyz war der Benediktinerpater und Archivar des Stifts Einsiedeln Rudolf Henggeler (1890–1971). Er listet für Schwyz sechzig Sakralbauten mit insgesamt 1919 solcher Votivbilder auf. Dieses Inventar befindet sich heute im Archiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde in Basel. Seither ist es eher ruhig um die Schwyzer Sakrallandschaft geworden. Seit Henggelers dokumentierenden Bemühungen ist gar der Verlust einer recht grossen Anzahl der Tafeln zu beklagen. Sie sind im Lauf des 20. Jahrhunderts ausgemustert, entsorgt oder an sammelnde VolkskundlerInnen verkauft worden. Eine neue Heimat haben sie teilweise im Marchmuseum in Vorderthal (www.museums.ch/org/de/marchmuseum) gefunden, das die umfangreiche Sammlung des Pfarrers Eduard Wyrsch beherbergt. Der Wert der *Helgeli* und ihre Bedeutung wurden nicht erkannt, bei Kirchen- und Kapellensanierungen wurden sie als Kitsch abgestempelt. Dabei ging vergessen, dass sie «Einblick in die Mühen des Alltags vergangener Zeiten» (S. 117) geben.

Kiechler hat ebenfalls ein Geleitwort beigesteuert, das benennt, was er weiter mit der Publikation bezweckt. Es geht ihm darum, diese Zeugen populärer Frömmigkeit wieder ins Bewusstsein des Publikums zu rücken, sie als Zeugnisse geschichtlicher Alltagspraxis und als «Volkskunst mit einer unvergleichlichen Ausdruckskraft» (S. 9) sprechen zu lassen, da sie eine Fundgrube für frühere Lebensformen darstellen.

Dazu lädt der Autor zu zwölf Ausflügen ein, welche die wichtigsten Standorte der Schwyzer Exvoto-Landschaft, aber auch unbekannte Kapellen präsentieren. Die Beschreibungen der Wallfahrtsorte und ihrer bedeutendsten Exvotos wird immer wieder durch Einschübe mit dem Titel *Auch noch gut zu wissen* unterbrochen, die sich verschiedenen Aspekten dieser Zeugnisse gelebter Frömmigkeit annähern. Beispielsweise betont er, dass alle Votivtafeln gewissen Kompositionsvorgaben folgen, sie zeigen das schlimme Ereignis sowie die himmlische Rettung. Dennoch weist Kiechler an verschiedenen Stellen darauf hin, dass sich die Gestaltungsformen im Lauf der Zeit etwas wandelten, sodass eine Tafel vom Stoos aus den frühen 1930er-Jahren etwa eher als Werbung für das Skigebiet gleichen Namens fungiert (S. 18), oder dass teilweise neue Heilige in der Anrufung Erwähnung finden, wie zum Beispiel die heilige Therese von Lisieux auf einer Exvoto-Tafel von 1933 (ebenfalls vom Stoos, S. 19).

Nicht nur in der Bildkomposition sind im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts gewisse Aufweichungen festzustellen, auch die seit dem 19. Jahrhundert stattfindende Massenproduktion von Devotionalien (erinnert sei an das Einsiedler Verlagshaus Benziger, das seit dem 18. Jahrhundert auf solche Devotionalien spezialisiert war)

hat ihre Spuren hinterlassen, indem zum Beispiel gedruckte Heiligenbildchen in die *Helgeli* integriert wurden.

Die Maler der Bilder sind meist unbekannt, manchmal haben sie sich mit Initialen verewigt.

Dass in Schwyz selbst, dem Hauptort des Kantons, Bildtafeln aus dem frühen 18. Jahrhundert erhalten geblieben sind, welche die gehobene soziale Situation der Abgebildeten betonen, mag kaum erstaunen (S. 45). Die erhaltenen Bildtafeln aus dem Barock zeigen meist die Muttergottes, was eine Folge der Gegenreformation ist, die stark auf die Marienverehrung abzielte. Am Verbreitetsten ist dabei die Abbildung der Maria mit dem Jesuskind (S. 62).

Einsiedeln als Pilgerzentrum weist auch sehr viele Exvoto-Tafeln aus dem 20. Jahrhundert auf, die Zeugnis von den neuen Gefahren ablegen, die vom motorisierten Privatverkehr ausgehen (S. 86 f.).

Von der Aufmachung und der Sprache her handelt es sich bei *Streifzüge durch Schwyzer Exvoto-Landschaften* um ein Buch, das sich nicht an ein wissenschaftliches, gar mit Volksfrömmigkeit vertrautes Publikum richtet, sondern es zielt auf ein breiteres Publikum.

Wer eine detailreiche Einführung zu Exvotos und ihrer Erforschung im Kanton Schwyz erwartet, wird von der Lektüre des Büchleins wohl enttäuscht sein. Das Buch will aber eher Anregung für Ausflüge in Schwyzer Exvoto-Landschaften geben und den Lesenden einige interessante Punkte zur Geschichte und Interpretation der frommen *Helgeli* vermitteln, sodass das Ziel, diese Zeugnisse einst gelebter Frömmigkeit wieder etwas mehr ins Bewusstsein zu rücken, durchaus als erreicht betrachtet werden kann.

MERET FEHLMANN

MASSMÜNSTER, MICHEL: Im Taumel der Nacht. Urbane Imaginationen, Rhythmen und Erfahrungen.
Berlin: Kadmos, 2017, 315 S.

Es gibt kulturwissenschaftliche Bücher, deren Kernaussagen sich so schwer zusammenfassen oder auch nur benennen lassen, dass der Verdacht aufkommt, sie hätten überhaupt keine. In der ethnografischen Kulturanalyse muss das kein Mangel sein – im Gegenteil: einige der herausragenden Studien aus dem Fach demonstrieren, dass sich die Argumentation nicht immer zu wohlbegründeten Thesen schliessen kann, dass das komplexe Ganze nicht immer auf den Punkt zu bringen ist, gerade weil es beschrieben, nachgezeichnet und vergegenwärtigt werden muss. Eine dieser Studien hat der Basler Kulturwissenschaftler Michel Massmünster mit seiner 2017 veröffentlichten Dissertation *Im Taumel der Nacht* vorgelegt. Er setzt sich in vielschichtiger Weise mit dem Nachtleben der Stadt Basel auseinander und leuchtet verschiedene Handlungsfelder der Nacht aus – vom Clubfestival über das Nachtnetz des öffentlichen Nahverkehrs, unautorisierte Partys, die Basler Fasnacht, das «Nachtträmli» der Revolutionären Sozialistischen Jugend (RSJ) Basel bis hin zu touristischen Nachtwächter-Rundgängen in der St.-Alban-Vorstadt. Die Nacht ist dabei für Massmünster nicht nur Forschungsfeld, sondern auch Ausgangspunkt konzeptioneller Überlegungen und einer vorsichtigen Kritik an den «tageszentristische[n] Kultur- und Sozialwissenschaften» (S. 33), in denen «Nacht immer wieder festgeschrieben und naturalisiert sowie in Wissensordnungen und -modelle eingeordnet» werde (S. 39). Für Massmünster ist die Nacht auch ein Ausgangspunkt, um Körper- und Sinneswahrnehmungen verstärkt in die Kulturanalyse einzubeziehen – ein Programm allerdings, mit dem er mittlerweile fast nur

noch offene Türen einrennen kann, wie nicht zuletzt der Zürcher dgv-Kongress 2015 gezeigt hat, an dem explizit die «Kulturen der Sinne» auf dem Programm standen.

Die Disposition der untersuchten Themen und Forschungsfelder ist ausgesprochen durchdacht und verrät ein immenses kulturanalytisches Gespür für Relationen und Relationierungen. Indem Massmünster sehr unterschiedliche AkteurInnen der Nacht in den Blick nimmt, entsteht aus den einzelnen Szenen, Vignetten und Beschreibungen der Studie ein flexibler, offener Zusammenhang: weder zerfällt die Untersuchung in ihre disparaten Teile, noch wird ihr ein stringenter Überbau verordnet, der dem Gegenstand nicht gerecht werden würde. So liegt eine der Stärken der Arbeit darin, dass sie ein sehr überzeugendes Bild der Basler Stadtnacht zeichnet, ohne auch nur im Geringsten die Differenzen und Widersprüche auszublenden, die sie ausmachen. Für diesen Zugang hat sich Massmünster ein Konzept zurechtgelegt, das er – in lockerer Anlehnung an Alexa Färber – als «Greifbar-Werden» bezeichnet. Dieses Konzept hat sich dem Autor zufolge unmittelbar aus der empirischen Arbeit heraus entwickelt und stellt damit eine *grounded theory* im besten Sinn dar. Seine epistemologischen Prinzipien werden in der Studie folgendermassen umrissen: «Greifbar-Werden erfolgt in vielen kleinen Momenten, nicht dauerhaft. Greifbar werden dabei viele kleine Spuren und unterschiedliche Plausibilitäten, keine Ganzheit und nichts Abgeschlossenes – nichts Abzuschliessendes. Greifbar-Werden als analytisches Werkzeug ergibt folglich viele kleine, keine grossen Erklärungen. Greifbar-Werden will Situationen ernst nehmen und sie nicht in eine widerspruchslose Logik überführen. Greifbar-Werden als Konzept belässt Unordnung. Es will Komplexität.» (S. 292)

Dass diese Programmatik der Unordnung aufgeht und keinen reinen Impressionismus erzeugt, ist nicht nur der genannten glänzenden Disposition der Studie zu verdanken, sondern auch der ausgeprägten Nähe zu den AkteurInnen der Stadtnacht. Auf der Basis intensiver Feldforschungen und von 27 umfangreichen Einzel- und Gruppeninterviews zeichnet Massmünster Porträts und Szenerien, die zumeist eindringlich und gelungen sind. Darüber hinaus hat der Autor ein «Nachtarchiv» (S. 54) aus unterschiedlichsten Texten und Fundstücken zusammengetragen, das zu seinem umfassenden und breit perspektivierten kulturanalytischen Verständnis der Stadtnacht beigetragen hat. Als «Nachtarbeiter auf Abruf» (S. 55) besuchte er auch sehr kurzfristig angekündigte Veranstaltungen und Partys, um den Rhythmen der Nacht auf die Spur zu kommen. Hervorzuheben ist die sorgfältige methodologische Reflexion und Selbstreflexion, die in einem der einleitenden Kapitel geleistet wird (S. 44–62). Wenn Massmünster schreibt: «Nacht ist nicht einfach da. Sie wird hergestellt und dadurch greifbar» (S. 11), dann bezieht sich das nicht nur auf das Feld, in dem er sich bewegt, sondern auch auf seine eigenen Aktivitäten als Nachtforscher sowie auf sein eigenes ethnografisches Schreiben.

Bei der Lektüre der verschiedenen Fallstudien zur Stadtnacht fällt die bewundernswert gelungene Engführung von Theorie, Forschungskonzepten und Empirie durchgehend auf. Nirgends ist die theoretische Arbeit vom Thema abgekoppelt, nirgends findet man ein blosses akademisches Schaulaufen, das für die konkrete Untersuchung wenig relevant wäre. So wird beispielsweise bei der Beschreibung und Analyse nächtlicher Praktiken auf dem BScene Clubfestival sehr produktiv mit dem raumtheoretischen Vokabular von Martina Löw gearbeitet (S. 66–71). Sparsam dosiert, aber absolut plausibel bezieht sich Massmünsters Kapitel über das Nacht-

netz des Tarifverbunds Nordwestschweiz auf Zugänge der Akteur-Netzwerk-Theorie (S. 95) und auf Henri Lefebvres «Rhythmanalysis» (S. 107). Im Abschnitt über die Nachterfahrungen des «Visual Jockeys» Ben wird Luhmanns Begriff der «Erwartungserwartungen» so eingeführt, dass er sich wunderbar in die fallbezogene Argumentation einfügt (S. 131 f.). Ob es solche theoretischen Konzepte oder Referenzen auf Forschungsliteratur sind – immer passt es in den Zusammenhang, immer hat es eine wirkliche Funktion für den Erkenntnisprozess.

Aus den empirischen Beispielen im Rahmen einer Besprechung etwas konkret herauszugreifen ist nicht einfach. Zum einen deshalb, weil die Studie randvoll mit interessanten Situationen und Konstellationen ist, zum anderen deshalb, weil der Verweisungszusammenhang in diesem Fall sehr dicht ist und dabei die Relationen verloren gehen müssten, die ein wichtiges Untersuchungsprinzip darstellen. Daher nur noch ein Hinweis auf die aufschlussreichen historischen Bezüge zur Wahrnehmungs-, Forschungs- und Disziplinierungsgeschichte der Nacht, die hergestellt werden. Hier bleibt es nicht bei einer einfachen historischen Hinführung oder Herleitung, sondern die eingangs skizzierten historischen Problemstellungen einer Kolonisierung der Nacht und ihrer sozialen Unter- und Schattenwelten (S. 21–33) werden im Text vielfach aufgegriffen. So etwa, wenn es um den gouvernementalen Blick des Schweizerischen Städteverbands und die unterschiedlichen Konflikte um Lärm, Schmutz, Devianz und Delinquenz geht (S. 179–203) oder wenn unter dem Stichwort «Zurückgreifen» politische und lebensweltliche Erinnerungen von RSJ-Mitgliedern an die 1960er- und 70er-Jahre diskutiert werden (S. 234–251). Besonders deutlich wird das Spiel mit historischen Bezügen im Kapitel über den Stadtrundgang «Des Nachts in dunklen Gassen» aufgezeigt (S. 252–273), der von StadtführerInnen im Nachtwächterkostüm angeboten wird. Dieses Thema bietet die Chance, die Inszenierung spezifisch «nächtlicher» Erlebnisqualitäten in den Blick zu nehmen und zu verfolgen, wie «Nacht» im Sinn einer Ästhetik der Alterität hergestellt wird. Mit der schwierigen Materie der Atmosphärentheorien geht die Studie an dieser Stelle und andernorts souverän um, und zwar vor allem deshalb, weil sie Atmosphären immer an Praktiken zurückbindet.

Im Taumel der Nacht ist ein idiografisches und ethnografisches Buch im besten Sinn. Massmünster erklärt uns die Basler Stadtnacht nicht, sondern er führt sie uns in ihrer Ambivalenz und Ambiguität vor. Er macht sie nicht analytisch dingfest, sondern zeigt sie – sehr nahe an den AkteurInnen – in verschiedenen Facetten auf. Sein dichter, brillant formulierter Text macht nicht nur Lust auf die Nacht, sondern auch auf ein kulturwissenschaftliches Denken und Schreiben, das auf akademisches Imponiergehabe in wohltuender Weise verzichtet, immer nah am Gegenstand bleibt und sich ihm mit Leidenschaft und Empathie überlässt.

JENS WIETSCHORKE

PARASECOLI, FABIO: Knowing Where It Comes From. Labeling Traditional Foods to Compete in a Global Market.
Iowa City: Iowa University Press, 2017, 274 S.

Studierter Politologe und Ostasienforscher und jahrelang tätig als Journalist, findet Fabio Parasecoli seit gut einem Jahrzehnt seinen Platz in der Nahrungsforschung beziehungsweise den *food studies.* Weiterhin journalistisch tätig, lehrt er heute *food studies* im Rahmen des *public engagement*-Flügels der *New School University* in New York. Parallel dazu trägt er bisweilen an der *University of Gastronomic Sciences*

in Pollenzo, Italien, der privaten Hochschule der Slow-Food-Bewegung vor. *Knowing Where It Comes From* ist Parasecolis drittes Buch, von zwei weiteren ist er Mitherausgeber. Er schreibt für ein breiteres Lesepublikum, greift dabei aber immer wieder Themen auf, die kulturwissenschaftlich beforscht werden – wie etwa das Essen in der Popularkultur oder die Rolle von Essen im Spielfilm –, und stützt sich durchaus auf relevante Fachliteratur. Der vorliegende Band entspricht diesem Muster – und leistet dabei gute Aufklärungsarbeit in einem komplexen Feld.

Am längsten sind vermutlich Weinkenner mit der Verbindung eines Genussmittels und dessen Ursprungsort vertraut. *L'appellation d'origine* wurde zwar schon sehr früh auch mit Roquefort-Käse verbunden, doch waren es für eine lange Zeit vor allem Weine, die in ihrer Verbindung mit einem bestimmten Terroir die Wertschätzung von Connaisseurs sowohl über den Gaumen wie auch über das Portemonnaie erhielten. Im Lauf der letzten Jahrzehnte hat sich das Feld von Motivationen und Strategien, Nahrungsmittel in Wert zu setzen, enorm verdichtet. In Wohlstandsgesellschaften ist es längst nicht mehr nur Wein, dessen geschmackliche Verortbarkeit für Konsumenten zu einem interessanten Wissensgut geworden ist – Käse, Fleischprodukte, Öle, lokalisierbare Gemüsesorten, aber auch manche Süssigkeiten und weitere lokale Spezialitäten sind Teil der *experience economy* und können, wenn es gelingt, sie in ein Eigentumsregime einzuschreiben, für ihre Erzeuger ökonomisches und für ihre Geniesser kulturelles Kapital abwerfen. Parasecoli nutzt ein einleitendes Kapitel, um die Genese dieses Konsumenteninteresses herzuleiten, seinen Ansatz einer historischen und soziokulturellen Analyse von Regulierungen beziehungsweise Gesetzen zu skizzieren, und die Bedeutung von Örtlichkeit, Verortung und genussbezogener Beheimatung für Produzenten wie Konsumenten anzusprechen: Das Distinktive des Ortes «funktioniert nur als Wertsteigerung für Produzenten und Konsumenten, wenn es durch weltweite Netzwerke und den Strom von Gütern, Menschen, Ideen, Technologie, Geld und Information» aktiviert wird (S. 15, Übersetzung R. B.).

Die sieben hierauf folgenden Kapitel befassen sich nicht nur mit Nahrungskennzeichen, die mittels des juristischen Apparats der Erzeugung intellektuellen Eigentums dienen, sondern auch mit «anderen Prinzipien, diskursiven Rahmenbedingungen und Praktiken, wie Aktivismus und Gemeindedynamiken, dem Erhalt von materiellem und immateriellem Erbe und kulturellen Landschaften sowie dem Schutz von Nahrungsmitteln, die Biodiversität als Ausdruck indigenen Wissens widerspiegeln» (S. 11, Übersetzung R. B.). Das erste Kapitel erklärt das in der Europäischen Union generierte und seit 1992 genutzte System der geografischen Indikationen (GI), über welches zum einen die spezifische lokale Verortung (zu der etwa die Bodenbeschaffenheit, geografische Breitenlage etc. geschmacklich beitragen kann), zum andern die tradierte Verarbeitung und/oder Zubereitung durch eine ortsansässige Gemeinschaft auf Antrag indiziert werden können. Für den Konsumenten wird diese für die Hersteller sehr komplexe Beantragung und, bei Erfolg, der mit verschiedenen Produktionsrichtlinien versehene Vorgang über kleine Zeichen auf dem Etikett sichtbar – die wiederum den etwas höheren Preis rechtfertigen. Parasecoli schreibt für ein US-amerikanisches Publikum und verdeutlicht dementsprechend die starken juristischen Unterschiede, die harmonisiert werden müssen, will man Kennzeichnungen dieser Art im interkontinentalen Handel geltend machen. Während das amerikanische Rechtssystem *individuelle* Kreativität und Einzigartigkeit schützt und fördert, unterstützt das europäische

GI-System *geteiltes* traditionelles Wissen und dessen Verbindung zu spezifischen Orten und Regionen (S. 27).

Nach dem Herausarbeiten dieser allgemeineren «globalen Wert-Ketten» des GI-Systems – «die ins Auge fassen, wie Wert über verschiedene Phasen der Versorgungsketten geschaffen wird, vom Ursprung zum finalen Konsumenten und abhängig von Käufern, Verteilern und Produzenten und deren Gouvernance-Dynamik» (S. 46, Übersetzung R. B.) – wendet sich Parasecoli dem GI-System zuzuordnenden Untertypen zu, die zu verhindern suchen, dass eine Bezeichnung zu einem ungeschützten Generikum wird. Das zweite Kapitel stellt, ausgehend von einem Beispiel aus Costa Rica, *sui generis*-Systeme vor, die mittels legalen Anspruchs auf die Einzigartigkeit eines Produkts dessen Namen schützen und diejenigen, die in dessen Produktion involviert sind, mit Eigentumsrechten versehen. Hier wird auch die Vielfalt der involvierten Akteure deutlich, sind doch im Fall des Käses aus einer spezifischen Region Costa Ricas neben Produzenten und staatlichen Akteuren auch NGOs damit zugange. Im dritten Kapitel werden auf Nahrungsmittel angewandte Handelsmarken – typisch vorerst für die USA – und die Genese dieses Systems vorgestellt. Hervorzuheben ist hier einerseits Parasecolis Bemühen, das rechtliche System auch mit der kulturellen beziehungsweise ideologischen Verortung des amerikanischen Agrarsektors herauszuarbeiten, der ein *sui generis*-System erst spät – mit dem Anwachsen einer erfolgreichen Weinproduktion – interessanter machte. Das folgende Kapitel verdeutlicht Argumentationsstränge, die bereits in den vorherigen Abschnitten erkennbar werden: Da wir in einer globalen Welt leben und vor allem ökonomisch tätig sind, entstehen individuelle und globalere Handelsabkommen genauso wie auch Handelsgrenzziehungen beziehungsweise *trade wars*. Verschiedene lokal, national und kontinental entwickelte Wertschöpfungssysteme für Nahrungsmittel spezifischen territorialen Ursprungs treffen aufeinander, inklusive deren gewaltige juristisch-bürokratische Implementierungsapparate. Es folgen Verhandlungen über Verhandlungen auf internationaler Ebene, wobei selbstredend Vertragsabschlüsse nur höchst langsam, wenn überhaupt, zustande kommen.

Für KonsumentInnen ist der Ertrag der verschiedenen juristisch abgesicherten Schutzsysteme vor allem eine Vielzahl von Zeichen auf Verpackungsetiketten – für einen Barthes'schen Semiologen eine spannende Herausforderung, was das Gesamtbild betrifft. Für eine mit ideologischen Interessen ausgestattete Käuferin (Lokales und/oder Biologisches kaufen, Indigenes unterstützen, traditionelle Herstellung fördern), die über mehr oder weniger Wissen um diese zu Zeichen kondensierten Systeme verfügt, wird der Einkauf potenziell zu einer langwierigen Herausforderung. Dies bessert sich auch nicht durch die in drei weiteren Kapiteln vorgestellten Mechanismen der Wertschöpfung für lokal verankerte Nahrungsmittel, die nicht auf juristische Mittel, sondern auf kulturelle und politische Werte bauen. Hierzu gehören neben der Slow-Food-Bewegung, die längst über Italien hinausgeht, an zivilgesellschaftliche Dynamiken appelliert und gut vernetzt ist, auch das Kulturerberegime, das Möglichkeiten der Inwertsetzung bietet, sowie die Fokussierung auf gemeinschaftlich verwaltetes indigenes Wissen.

Parasecolis Verdienst liegt in der gut lesbaren und über Europa hinausblickenden Darstellung von terrain- beziehungsweise ortsbezogenen Kennzeichnungen von Nahrungsmitteln. Er bietet damit einen breiteren Rahmen für fachlich einschlägigere, tiefer greifende Fallstudien wie Gisela Welz' *European Products. Making and Unmaking Heritage in Cyprus* (Oxford: Berghahn 2015) oder Sarah Mays

Ausgezeichnet! Zur Konstituierung von kulturellem Eigentum durch geographische Herkunftsangaben (Göttingen: Universitätsverlag Göttingen 2016). Im Aufzeigen der Vielfalt von Bemühungen, mittels ortsbezogener Nahrungskennzeichnungen zu wirtschaften, will Parasecoli auch auf die Suche nach Bedeutung hinweisen, es werden «Beziehungen zwischen Produkten, lokalen Gemeinschaften und deren Umgebung identifiziert, geschützt, unterstützt und oft auch einfach aktiviert» (S. 203, Übersetzung R. B.). Für solchermassen designierte Produkte eröffnet sich auch ein – bisweilen – lukrativer Nischenmarkt, der es – erfolgreichen – Initianten ermöglicht, oft arbeitsintensive Herstellungsmethoden beizubehalten, die sonst der Preiskonkurrenz zum Opfer fallen. Die zusätzliche *branding*-Arbeit, die geleistet werden muss, damit die Produkte tatsächlich wahrgenommen und gekauft zu werden, ist für den Nahrungssektor somit genauso relevant geworden wie für viele andere Konsumgüter. Für die empirische Kulturwissenschaft ergibt sich, wie Parasecolis Buch bereits mit dem für das Leseverständnis unabdingbaren Abkürzungsverzeichnis und der Chronologie von Gesetzen, Abkommen und administrativen Massnahmen (S. ix–xiii) aufzeigt, hier als weiterer Befund, dass es der Kultur des Beantragens, Verhandelns und Administrierens genauso nachzugehen gilt wie derjenigen des Feinschmeckens.

REGINA F. BENDIX

Rest, Matthäus; Seiser, Gertraud (Hg.): Wild und Schön. Der Krampus im Salzburger Land.

(Österreichische Kulturforschung, 21). Berlin: Lit 2016, 320 S., Ill.

Krampusse – aufwendig maskierte, wilde und pelzige Figuren, die in Salzburg, Tirol und Bayern ab Mitte November bis Mitte Dezember auftreten und oft den heiligen Nikolaus begleiten – sind furchteinflössend und faszinierend zugleich. Die Begegnung mit ihnen geht jedenfalls nicht so schnell vergessen. Als Gestalt eines winterlichen Brauchs bezüglich Funktion, Aussehen und Auftreten mit anderen Maskentypen aus dem Alpenbogen eng verwandt, sind sie doch etwas Eigenes und haben darum bereits früh volkskundliche Aufmerksamkeit erfahren. Seit dem Jahr 2000 erleben Krampusse (oft auch Perchten genannt) einen «beispiellosen Boom» (S. 14), sei es durch organisierte Krampusläufe in grösseren Ortschaften und Städten, an wilden nichttouristischen Läufen oder bei Krampuskränzchen/-rummeln in Wirtshäusern, Gemeindehallen oder privaten Stuben. Alljährlich werden dabei Fragen von Gewaltexzessen, (sexualisierten) Übergriffen und Alkoholkonsum in Krampusgruppen (den sogenannten Passen) medial aufgeregt debattiert. Zugleich erfährt der Krampus vor allem in der US-amerikanischen Populärkultur eine internationale Karriere.

Eine wechselnd zusammengesetzte Gruppe von Studierenden der Kultur- und Sozialanthropologie – wie sich die andernorts als Ethnologie bezeichnete Disziplin an der Universität Wien nennt – hat sich während einer Zeit von insgesamt fünf Jahren in verschiedenen Exkursionen und Lehrforschungsprojekten aufgemacht, das Phänomen des Krampuslaufens als «vielschichtige Jugendkultur» (S. 18) zu analysieren und zu zeigen, wie am und im Krampus gesellschaftliche Fragen und Ängste thematisiert und verhandelt werden. Ziel ist es, Krampusse selbst sprechen zu lassen und jenseits von schnellen Verurteilungen die vielschichtigen Prozesse, Deutungen und Aushandlungen sichtbar zu machen. Der Fokus der verschiedenen Feldforschungsaufenthalte lag dabei deutlich auf dem gegenwärtigen Geschehen im Salzburger Land und in Osttirol, mit Schwerpunkten im Gasteinertal, im Salzachtal sowie in der Stadt Salzburg.

Das Buch umfasst siebzehn von Studierenden oder den Projektleitenden verfasste Beiträge, die sich verschiedenen Aspekten des Krampus widmen. Die Themen reichen von Grundfragen ethnografischer Forschung über Männlichkeitskonstruktionen bis zu Fragen regionaler Identität. In einer konzisen Einleitung gehen die beiden Herausgebenden, Gertraud Seiser und Matthäus Rest, auf das Erkenntnisinteresse des von ihnen geleiteten Studienprojekts, auf den Forschungsstand zu Krampus/Perchten und auf die politisch-ideologischen Positionen der Volkskunde der 1920er- bis 40er-Jahre ein, in denen der «germanische Ursprung» des Krampus bewiesen werden sollte. Die AutorInnen tun dies alles in nüchterner Weise und auf der Basis der zahlreich vorhandenen volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Literatur. Der darauffolgende Text von Gertraud Seiser besticht durch eine offene Hinführung zu den empirischen Erkenntnissen wie auch zu den sinnlichen Erfahrungen ethnografischer Feldforschung. Die Faszination teilnehmender Beobachtung – im konkreten Fall durch Teilnahme mit Fell und Holzmaske – wird im autoethnografischen Text von Mona Röhm spürbar, deutlich wird auch die stark wirksame Geschlechtercodierung: unter den Masken stecken meist Männer, Frauen sind in anderen Rollen anzutreffen. Beeindruckend werden in diesem Text die verschiedenen Körpererfahrungen, die Gemeinschaftserlebnisse und die sich durch die Teilnahme an Krampusläufen verändernden Denk- und Sprechweisen reflektiert. Nach einer Darstellung der seit 2000 sprunghaft zunehmenden aktuellen Formen der unterschiedlichen Ausprägungen des Krampuslaufs kommen die beiden Herausgebenden zum zwar nachvollziehbaren, aber doch etwas beliebigen Schluss, dass «die Figur des Krampus deshalb so faszinierend ist, weil sie in einer Gestalt so viele verschiedene und teilweise völlig konträre Bedürfnisse befriedigt und Themen bearbeitet. Sie spricht die Verhältnisse zwischen Alt und Jung, Männern und Frauen, Natur und Kultur, Geschichte und Gegenwart, Kunst und Kitsch, Tradition und Moderne, Sexualität und Moral, Kommerz und Authentizität, Realität und Fiktion, Gewalt und Tod an.» (S. 86) Weiterführend ist hier die Einsicht in die Gleichzeitigkeit von vermeintlichen Gegensätzen, die in dieser unseren «widersprüchlichen Welt» nicht getrennt sind und es auch nie waren. Im Text von Matthäus Rest über den hochkomplexen Ablauf der spielerischen und kämpferischen Begegnung zweier Krampuspassen in der Gastein, des sogenannten Rempelns, wird der familiäre und regionale Bezug des Autors zum Thema leider nicht explizit thematisiert. In einem vergleichenden Text zu konkreten Krampuspassen werden dann unterschiedliche interne Gruppenidentitäten herausgearbeitet, die sich auch an den hierarchisierenden Kategorisierungen bezüglich der nur unscharf abtrennbaren drei Typen von Masken zeigen, die Alena Brunner kundig diskutiert. So hängt die abgrenzend-wertende Beurteilung als «brauchtumsgemäss» von Gestaltungsdetails der Masken ab, spielt aber bezüglich Identität und Image der Gruppen eine zentrale Rolle, weil Verbindungen zwischen Aussehen und Verhalten während der Performance gezogen werden. Mit der regionalen Identität der meist lokal verwurzelten Passen befasst sich Melina Grubhofer. Am Beispiel der Krampusse aus Grödig, einer Gemeinde südlich von Salzburg, illustriert sie die bewussten Bezüge auf die lokale Sagenwelt in den Aufritten der Gruppe. Dem darauffolgenden Text der gleichen Autorin mit seiner unkritischen Reproduktion der im Feld bestehenden Erzählung des Krampuslaufens als Remedium gegen die Entfremdungserfahrung der «Globalisierung» fehlt es leider an analytischem Potenzial.

Es ist dann allerdings ein grosses Verdienst der Studie, dass auch die ausgrenzenden Aspekte des Krampus thematisiert werden. So zeigen Matthäus Rest und Martin Sartori, dass und wie der Krampus einem der Teil der Aktiven dazu dient, sich «gegen MigrantInnen abzugrenzen und sich als ÖsterreicherInnen zu definieren» (S. 170). In solchen Argumentarien verbinden sich Phantasmen von gegeneinander kämpfenden «Kulturen» mit diffusen Bedrohungsängsten und nationalistischen Denkfiguren. Es ist das Verdienst der Autoren, diese Gemengelage aus wachsender beruflicher Konkurrenz, verunsicherter Männlichkeit und verschärfter Prekarisierung zu dekonstruieren. Der Krampusboom bezieht seine Attraktivität gerade (auch) aus einer gelebten aggressiven Männlichkeit, die mit Eindeutigkeiten operieren kann. Lisa Kolb und Nele Meier befragen genau diese Männlichkeiten, indem sie den Krampuslauf als von den bekannten van Gennep'schen Phasen geprägtes Übergangsritual verstehen, in dem aus jungen Burschen über mehrere Jahre Männer werden. Einleuchtend führen die Autorinnen den Anstieg der Zahl der aktiven Krampusläufer auch auf die gegenwärtig in vielen gesellschaftlichen Bereichen beobachtbare Ausdehnung der Jugendphase zurück. Zu Genderaspekten des Krampus arbeiten Ilona Grabmeier und Kathrin Scheiber. So ist man sich in Dorfgastein einig, dass Krampuslaufen «Männersache» (S. 202) sei, und begründet dies mit der körperlichen Schwäche von Frauen. Wichtig ist allerdings wohl auch die spielerische und erotisierte Interaktion zwischen den Geschlechtern, die nur bei klaren Rollenzuordnungen funktioniert. Und bei genauem Hinschauen zeigt sich schnell, dass Frauen stark und zentral in die mit dem Brauch verbundenen Aufgaben involviert sind und daraus lokales Sozialprestige gewinnen.

Alexandra Meyer zeigt an einer mit hohem Aufwand betriebenen Krampusshow, wie diese freundschaftliche (Männer-)Beziehungen ermöglicht und Gemeinschaft konstituiert. Einen eher ungewohnten Fokus hat der Beitrag von Tabitha Schöller, die sich mit den kindlichen und jugendlichen Wahrnehmungen dieser oft angsteinflössenden Gestalt befasst. Aus Gesprächen wird deutlich, wie sich die Bilder vom Krampus verändern und wie dies mit den vielfältigen Bedeutungen zusammenhängt. Karin Heschl reflektiert theoretisch leider etwas überladen über das Risiko beim «Nachlaufen», beim spielerischen Necken und Reizen der Krampusse durch die Zuschauenden. Die medialen Zirkulationen von Bildern von Masken und Krampusläufen nimmt Elke Mader in den Blick. Sie identifiziert hier Vorbilder aus Filmen, Serien, Videospielen und aus dem Fantasy- und Horrorgenre, die kreativ angeeignet und performativ umgesetzt werden. Krampusse machen Anleihen bei in der Populärkultur beliebten Monstern, die das Andere und Abnormale verkörpern, das zugleich abstösst wie fasziniert. Auch sind Bezüge zum Teufel oder zu Mischwesen zwischen Mensch und Tier häufig. So eindrücklich die Ausführungen hier sind, so besteht doch stets die Gefahr der Überinterpretation einzelner phänomenologischer Aspekte. Zum Abschluss folgt ein Ausflug in die Subkultur von Los Angeles, das – wie viele Orte der USA – seit einigen Jahren einen Krampusboom erlebt, den Matthäus Rest untersucht hat. In Hollywoodproduktionen, Fernsehserien und an Krampusveranstaltungen zeigen sich kreative Aneignungen ebenso, wie sich ein hoher Grad an Detailliebe und Faszination für die alpenländischen Vorbilder findet.

Zahlreiche der hier präsentierten Forschungsergebnisse bezüglich Gruppenidentität, Männlichkeitspraktiken oder der Attraktivität von maskierten Selbsterfahrungen sind für weiterführende Arbeiten fruchtbar, sie formulieren einleuchtende

gegenwartsbezogene Thesen, die an anderen, ähnlichen Phänomenen zu überprüfen sich lohnen würde. Das Buch ist zudem sorgfältig gestaltet, gut lektoriert und gewinnt durch die zahlreichen Abbildungen. Diese eröffnen nicht nur Einblicke in das ästhetisch eindrückliche Krampuslaufen, sie zeigen auch die Kultur- und SozialanthropologInnen in der forschenden Praxis. Damit ist eine selbstreflexive Ebene der teilnehmenden Forschung angedeutet, die sichtbar macht, welches multisensorische Eintauchen die Ergebnisse der Studie erst ermöglicht haben. Speziell hervorzuheben ist zudem die (wohl gewollt) zugängliche Sprache, die zum Ziel hat, allfällige Vorurteile gegenüber akademischen Forschungsresultaten abzubauen – dieses Buch will also auch von aktiven, ehemaligen und zukünftigen Krampussen gelesen werden!

Die Studie zeigt insgesamt eindrücklich auf, welches Potenzial in einer klugen kulturanalytischen Perspektive auf Brauchfiguren und die mit ihnen verbundenen Wissensbestände steckt. Dies schreibe ich bewusst, weil in unserem Fach dieses langjährige Proprium des Kanons nach einer Phase der Vernachlässigung erst in den letzten Jahren wieder neues Interesse erfährt. Nach der lohnenswerten Lektüre dieses Buchs stellt sich einem die wissenschaftspolitisch relevante Frage, warum dieses faszinierende Thema nicht «von uns» bearbeitet worden ist. Dies soll nicht heissen, dass «wir» diese Analyse grundlegend anders angelegt hätten oder zu anderen Resultaten gekommen wären. Im Gegenteil, der Zugriff über feldforschend-empirische Zugänge der teilnehmenden Beobachtung und über lebensweltliche Interviews ist hier geglückt und es findet auch ein offener interdisziplinärer Dialog mit KulturwissenschaftlerInnen/VolkskundlerInnen und ihren Arbeiten statt. Die Studie könnte für unsere Disziplin aber vielleicht Anregung zu ähnlichen Forschungsprojekten sein oder mindestens Mut dabei machen, sich diesen Phänomenen wieder zu nähern, die lange gemieden wurden, zu denen aber eine ungebrochene und vielleicht sogar steigende Nachfrage und ein Interesse der Vielen besteht. Zumindest das wäre für eine Kulturwissenschaft, die sich mit dem Alltag der Menschen befasst, Grund genug, diese Themen zu erforschen.

KONRAD J. KUHN

WEDEMEYER-KOLWE, BERND: Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland.
Mainz: Phillip von Zabern 2017, 208 S., Ill.

Bernd Wedemeyer-Kolwes *Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland* ist ein schlankes Buch, das in sieben Kapiteln der Lebensreform und der Geschichte ihrer Erforschung auf den Grund geht. Der Verfasser will «eine bündige Zusammenfassung für Forschung und Lehre» (S. 20) anbieten.

Ein Anliegen Wedemeyer-Kolwes ist, die Grundpositionen der Lebensreformbewegung nachzuzeichnen. So beginnt er mit einer Analyse der zentralen Grundbegriffe und Motive der Lebensreform, bevor er auf charakteristische Elemente der Lebensreformbewegung – Ernährung, Naturheilkunde, Körperkultur, Siedlung – eingeht. Die Lebensreform war durch ein ganzes Bündel von Begriffen gekennzeichnet, die der Selbstdefinition der Exponenten (und wenigen Exponentinnen) diente. Wichtig sind die Natur und die vielfach propagierte Rückkehr zur Natur, die immer eine zentrale Rolle spielten, sodass durchaus von einem überstrapazierten Schlagwort gesprochen werden kann. Ebenso wichtig sind Gemeinschaft und Volk, die je nach ideologischer Ausrichtung mit sehr diversen Inhalten und Zuschreibungen gefüllt wurden. Meist wurden dazu kontrastierende Oppositionen gebildet, so waren als Negativfolien Degeneration, Zivilisation und Masse verbreitet. Wedemeyer-Kolwe

konstatiert eine ungenügend aufgearbeitete Rezeptionsgeschichte, wobei dies sowohl für gedankliche und begriffliche Parallelen als auch für tatsächlich nachweisbare Belege für die Rezeption und Umsetzung entsprechenden Gedankenguts gilt. Wichtige Namen für die Rezeption sind Friedrich Nietzsche, Ludwig Klages und Julius Langbehn, jedoch war die Rezeption auch durch einen deutlichen Pragmatismus der Lebensreform gekennzeichnet. Verweise und Ideen erweisen sich als wichtiger denn Stringenz und Logik, die genannten Namen waren nicht nur populär, sondern signalisierten auch eine Seriosität der Publikationen.

Das Kapitel zu *Ernährung* arbeitet heraus, dass Ernährungsgewohnheiten und Nahrungsmittelauswahl unter den Anhängern der Lebensreform sehr wichtig waren. Zentral zu nennen sind vegetarische Ernährungsweise, Rohkost und Pflanzenkosten ohne tierische Anteile (was heute unter dem Schlagwort Veganismus bekannt ist, nannten die damaligen Exponenten dieses Lebensstils «Vegetabilismus», S. 45). Im Vegetarismus finden sich die typischen Merkmale der Lebensreform, sodass es wenig erstaunt, dass Lebensreform und Vegetarismus lange als deckungsgleich galten. Die innerhalb der Lebensreform verbreitete Einschätzung des Vegetarismus als natürliche und ursprüngliche Ernährungsweise des Menschen bezog sich auf Darwins Theorie des Evolutionismus und sah vor allem im kürzlich entdeckten Australopithecus, dessen Gebiss auf pflanzliche Ernährung schliessen lasse, einen wichtigen Beleg für ihre Annahme des ursprünglichen Vegetarismus. Das führte zur Überzeugung, dass Fleischgenuss genauso wie der Konsum von Genussmitteln wie Kaffee, Alkohol, Tabak und Tee giftig sei. Die Folge sei eine langsame Vergiftung des ganzen Organismus des Menschen. Der ökonomische Vegetarismus argumentierte eher volkswirtschaftlich, das Verlangen nach Fleisch lasse die Kosten für die Ernährung immer mehr steigen und die Leute würden nicht mit Nährstoffen der nötigen Qualität versorgt. Zudem fand im Vegetarismusdiskurs immer wieder eine Verbindung mit dem Alkoholdiskurs statt, vegetarische Ernährungsweise und konsequenter Verzicht auf Alkohol wurden als Ausweg aus der Ernährungs- und Alkoholmisere propagiert.

Die dritte Stossrichtung der vegetarischen Ernährung zielt auf die Würde von Mensch und Tier. Der Verzicht auf Fleischgenuss soll helfen, Tierleid zu verringern, wobei die in den gegenwärtigen *human-animal studies* breit diskutierte Idee, dass das Mensch-Tier-Verhältnis ein «einseitiges Gewalt- und Herrschaftsverhältnis» sei, «in den Überlegungen des damaligen ethischen Vegetarismus noch keine Rolle» (S. 57) spielte. Von den Zeitgenossen wurde Vegetarismus oft genug als «verkappte Religion» (S. 61) geschimpft – auch hier eine Parallele zum gegenwärtigen Diskurs rund um Veganismus. Diese Einschätzung als Ersatzreligion hat durchaus ihre Berechtigung: die typischen Vertreter des Vegetarismus um 1900 waren in protestantischen, freikirchlichen und vor allem grossstädtischen, industrialisierten Milieus anzutreffen, beruflich waren sie den neuen, modernen Berufsfeldern verhaftet. Dennoch ist dem Milieu ein antistädtischer Impetus eigen.

Weiter geht es mit der *Naturheilkunde*, denn Naturheilkundler sind ebenfalls frühe Protagonisten der Lebensreform, und zwar ab etwa 1860, wobei sie aber auf ältere Ideen zurückgriffen – darunter vor allem die Vorstellung von Holismus/Ganzheitlichkeit und Vitalismus/Selbstheilkraft der Menschen. Solche Ideen machten nicht vor dem einzelnen Menschen Halt, sondern es ging um Veränderung der Lebenszusammenhänge. Solche Ideen wurden von breiten Bevölkerungskreisen rezipiert. Im ausgehenden 19. Jahrhundert

griff die Laienheilkunde um sich, was zur Eröffnung zahlreicher Heilkliniken oder Sanatorien führte. Auch das Vereinswesen war hier aktiv. Die Zahl der Vereine stieg bis zum Ersten Weltkrieg auf über 800, gegen 800'000 Menschen waren in solchen engagiert. Das Aufkommen von Sport, Körper- und Freikörperkultur führte ebenfalls zu einer Steigerung des Interesses an Naturheilkunde, indem es darum ging, aktiv an der Gesundheitsförderung teilzunehmen. Damit ist bereits die Überleitung zum nächsten zentralen Begriff der Lebensreform gelegt: zur *Körperkultur*.

Die Lebensreform war weit davon entfernt, eine einheitliche Bewegung zu sein, dennoch gab es Berührungspunkte; ein solches Feld war der Körper. Es ging darum, die «Degenerierung» des menschlichen Körpers durch die «mechanistische und industrielle Lebens- und Arbeitsweise» (S. 93) zu bekämpfen. Zudem ist der Fokus auf den Körper Beleg dafür, dass die Lebensreform nicht als textbasierte Bildungsreform zu betrachten ist, sondern dass die Praxis eine ebenso wichtige Rolle spielte. Die Arbeit am Körper galt als wichtiges Moment der Selbstreform. Körperkultur wurde nicht nur als körperliche Ertüchtigung verstanden, sondern umfasste mit Ernährungsformen und Kleidung alle Lebensbereiche. Gemeint ist damit ein lebensreformerisches Gesamtpaket. Freikörperkultur war mit vielen Tabus behaftet, unter anderem durch Standesschranken, wie eine Tagebuchnotiz Franz Kafkas von einem Kuraufenthalt belegt (S. 101). Innerhalb der FKK-Bewegung wie überhaupt in der Lebensreform finden sich sehr unterschiedliche Zweige, die von völkischen Gruppierungen und der Arbeiterbewegung bis hin zu unpolitischen Richtungen reichen. Zu den wichtigsten Körperkulturen zählten FKK, Ausdruckstanz, Entspannungsübungen, aber auch Yoga. Die Yogawelle begann mit dem zunehmenden Interesse des bürgerlichen Publikums an östlicher Spiritualität. Dieses Interesse kann auch als Gegenreaktion auf die zunehmende Verwissenschaftlichung (Stichwort Evolutionslehre) verstanden werden. Die westliche Rezeption von Yoga war bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Betonung von Selbstoptimierung gekennzeichnet. Entsprechende Bücher waren verbreitet und erlebten oftmals mehrere Auflagen.

Einen weiteren Aspekt der Lebensreform stellten die verschiedenen Versuche von *Siedlung* dar. Siedlungen können als Utopie innerhalb der Lebensreform gelten. Waren die bereits genannten Bereiche lediglich Bausteine der Lebensreform, so war die Siedlung das ganzheitliche Projekt. Es ging dabei vielfach um die Sehnsucht nach Ganzheitlichkeit und erkennbaren Lebenszusammenhängen. Die Siedlungsbestrebungen waren Teil des Antiurbanismus und damit Teil einer ausgeprägten Kritik an der Moderne. Bis in die 1930er-Jahre gab es zahlreiche Formen von lebensreformerischen Siedlungsprojekten. Diese waren von politisch-weltanschaulich unterschiedlichem Impetus geprägt. Das Spektrum reichte auch hier von christlich-religiösen zu sozialistischen und völkischen Siedlungen. Material und Kennzahlen zu diesen verschiedenen Siedlungen sind recht unbekannt, hier herrscht noch Forschungsbedarf. Für die Zwischenkriegszeit ist wohl von gegen hundert solcher Siedlungen auszugehen. Auffallend scheint, dass diese in Krisenzeiten mehr Zulauf hatten als in Momenten der Entspannung. In der Schweiz sind vor allem der bekannte Monte Verità und die Siedlung Grappenhof ob dem Walensee zu nennen. Weiter gab es deutsche Siedlungen in Griechenland und Italien. Die meisten Siedlungsversuche waren kurzlebiger Natur, da die SiedlerInnen wenig Kapital und meist noch weniger Erfahrung in der Landwirtschaft vorzuweisen hatten. So siegten weltanschauliche und

zwischenmenschliche Streitereien über den Wunsch, eine Utopie umzusetzen.

Wie Wedemeyer-Kolwe notiert, tat sich die Lebensreform als «kulturell und normativ aussenseiterisches Modell mit oppositionellen Entwürfen zur zeitgenössischen Gesellschaft» (S. 150) hervor. Die Ideen der Lebensreform in ihrer auf das Ich und seine Verbesserung bezogenen Ausrichtung waren bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs radikal und neu. Mit der Nachkriegszeit konnten sich einige dieser Ideen erfolgreich in die Mehrheitsgesellschaft integrieren, zudem war eine internationale Ausbreitung lebensreformerischer Vorstellungen verbreitet, wobei diese nicht zwingend von deutschen Ideen geprägt waren, sondern sich zeitgleich und parallel entwickelten. Es bleibt zu fragen, in welchem Kontext sich die historische Deutung des Phänomens Lebensreform bewegt. Eine historisch ausgerichtete Forschung ist seit den späten 1960er-Jahren auszumachen. Den Auftakt der Erforschung machte für den deutschsprachigen Raum die Studie von Wolfgang Krabbe, *Gesellschaftsveränderung durch Lebensreform*, von 1974, die sich quasi als Wagnis für die historische Forschung zur Entstehungszeit mit «kulturellem Bodensatz» (S. 12) befasst. Bis in die 1980er-Jahre hinein wurde die Forschung zur Lebensreform von akademisch geschulten Leuten ausserhalb des universitären Betriebs (dieser Befund gilt vor allem für die deutschsprachigen Länder) geleistet. In der Folge erschienen verschiedene Qualifikationsarbeiten zu einzelnen Aspekten der Lebensreform wie Vegetarismus oder Freikörperkultur. Zu Beginn der wissenschaftlichen Erforschung wurde der Untersuchungsgegenstand noch als Subkultur gefasst, der berücksichtigte Quellenfundus stammte dabei meist auch aus subkulturellen Gruppen. Im Lauf der Zeit wurde das Forschungsfeld ausgeweitet, was eine definitorische Schwammigkeit zur Folge hatte.

Für spätere Generationen ist eher eine biografische Distanz zum Thema Lebensreform charakteristisch. Erste wissenschaftliche Beschäftigungen mit dem Phänomen bezogen sich auf bekannte Exponenten, hier ist vor allem der Maler Fidus zu nennen. Zunehmend kamen Forschungsansätze auf, die auf den Doppelcharakter der Lebensreform als Ausdruck der Modernekritik und Vertreter der Moderne abzielen. In den 1990er-Jahren bezog die Historikerin Eva Barlösius die Sozialstruktur der Teilnehmenden der Lebensreformbewegung in ihre Untersuchung mit ein.

Der Würdigung des Buchs muss man vorausschicken, dass heute die Lebensreform kein unbekanntes Blatt mehr ist, sondern dass verschiedene umfangreiche Arbeiten – auch von Wedemeyer-Kolwe selbst – erschienen sind. Was ist nun neu und besonders an *Aufbruch?* Der Verdienst des Buchs liegt sicher darin, dass es dem Verfasser gelungen ist, einen prägnanten Einblick in die Lebensreform und die wichtigsten ihrer Betätigungsfelder zu liefern. Zudem bietet er eine präzise Einführung in die Geschichte der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Phänomen Lebensreform, nur schon dafür hat sich der Autor einen Platz in der Literatur zur Geschichte der Lebensreform erschrieben.

MERET FEHLMANN

Eingesandte Bücher

ARTNER, LUCIA; ATZL, ISABEL; DEPNER, ANNAMARIA; HEITMANN-MÖLLER, ANDRÉ; KOLLEWE, CAROLIN (HG.): Pflegedinge. Materialitäten in Pflege und Care. Bielefeld: Transcript 2017, 244 S., Ill.

BOLLMANN, BEATE: Qualitäten kleiner (Heimat-)Museen. Ein Leitfaden (Neue Heimatmuseen, 4). Münster: Waxmann 2017, 76 S.

BOUDON, JACQUES-OLIVIER: Le plancher de Joachim. L'histoire retrouvée d'un village français. Paris: Belin 2017, 253 S., Ill.

BRAUN, KARL; DIETERICH, CLAUS-MARCO; HENGARTNER, THOMAS; TSCHOFEN, BERNHARD (HG.): Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt. Würzburg: Königshausen & Neumann 2017, 511 S., Ill.

CANTAUW, CHRISTINE (HG.): Von Häusern und Menschen. Berichte und Reportagen vom Bauen und Wohnen in den 1950er Jahren bis heute. Mit einem Bautagebuch von Rosemarie Krieger (Rückblick, 9). Münster: Waxmann 2017, 416 S., Ill.

FIELHAUER, HELMUT PAUL: Mittwintermasken in Niederösterreich (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 42). Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2017, 304 S., Ill.

FRIZZONI, BRIGITTE; TOMKOWIAK, INGRID; TRUMMER, MANUEL (HG.): Action! Artefakt, Ereignis, Erlebnis (Kulturen populärer Unterhaltung und Vergnügung, 4). Würzburg: Königshausen & Neumann 2017, 255 S., Ill.

GIRAY, JÖRG; TAUSCHEK, MARKUS; ZINN-THOMAS, SABINE (HG.): Maximilianstrasse 15. 50 Jahre Institut für Volkskunde in Freiburg – Ein Erinnerungsalbum (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, 1). Münster: Waxmann 2017, 318 S.

GROSSRIEDER, BEAT: Das Jahr mit den Blumen im Haar. Der Summer of Love 1967 in Zürich. Zürich: Seismo 2018, 256 S., Ill.

HÄGELE, HEINRICH: Experimentierfeld der Moderne. Fotomontage 1890–1940. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2017, 352 S., Ill.

KIECHLER, NORBERT: Streifzüge durch Schwyzer Exvoto-Landschaften (Schwyzer Hefte, 106). Schwyz: Kulturkommission Kanton Schwyz 2017, 123 S., Ill.

LENGLACHER, PHILIPP: Gesänger Buch. Weltliche Gesänger (Stubenberger Handschriften 2/2, Quellen und Studien zur musikalischen Volkstradition in Bayern, 6). München: Institut für Volkskunde 2017, 631 S., Ill.

LUGGAUER, ELISABETH: «An die Leine!» Hunde in städtischen Ordnungsdiskursen (Masterarbeit, Graz 2016; Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie, 22). Weimar: Jonas 2017, 95 S., Ill.

NIERADZIK, LUKAS (HG.): «Kinship Trouble». Dimensionen des Verwandtschaftmachens in Geschichte und Gegenwart (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 44). Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2017, 264 S., Ill.

OSWALD, DEBORA; SCHIEL, LINDA; WAGENER-BÖCK, NADINE (HG.): Wege. Gestalt – Funktion – Materialität (Schriftenreihe der Isa Lohmann-Siems Stiftung, 11). Berlin: Reimer 2018, 211 S., Ill.

RABENSTEINER, ALEXANDRA: Fleisch. Zur medialen Neuaushandlung eines Lebensmittels (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 43). Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie 2017, 186 S.

ROLSHOVEN, JOHANNA; SCHNEIDER, INGO (HG.): Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empi-

rischen Kulturwissenschaft. Berlin: Neofelis 2017, 370 S.

SAUTER, MONIKA: Devoted! Frauen in der evangelikalen Populärkultur der USA. Bielefeld: Transcript 2017, 204 S.

SCHAEFER, KERSTIN: Zwischen Departure und Arrival. Eine Ethnografie des aeromobilen Unterwegsseins (Dissertation, Universität Zürich 2015). Münster: Waxmann 2017, 294 S.

SEEK, FRANCIS: Recht auf Trauer. Bestattungen aus machtkritischer Perspektive. Münster: Edition Assemblage 2017, 112 S.

SIEFERLE, BARBARA: Zu Fuss nach Mariazell. Ethnographie über die Körperlichkeit des Pilgerns (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse, 4; Dissertation, Innsbruck 2017). Münster: Waxmann 2017, 300 S.

STEINMANN, JAKOB: Zimmermannshandwerk vor 460 Jahren. Der Abbund eines Mehrreihen-Ständerbaus in Ramlinsburg (Schriften der Archäologie Baselland, 53). Basel: Schwabe 2018, 111 S., Ill.

TAUSCHEK, MARKUS (HG.): Handlungsmacht, Widerständigkeit und kulturelle Ordnungen. Potenziale kulturwissenschaftlichen Denkens. Festschrift für Silke Göttsch-Elten. Münster: Waxmann 2017, 300 S.

WICKER, HANS RUDOLF: Die Guarani im Tiefland Südamerikas. Studien zu einer indigenen Minderheit. Berlin: Reimer 2017, 384 S., Ill.

WINTERBERG, LARS: Die Not der Anderen. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Aushandlungen globaler Armut am Beispiel des Fairen Handels. Bausteine einer Ethnographie (Regensburger Schriften zur Volkskunde/Vergleichenden Kulturwissenschaft, 32). Münster: Waxmann 2017, 330 S.

ZIEHE, IRENE; HÄGELE, ULRICH (HG.): Eine Fotografie. Über die transdisziplinären Möglichkeiten der Bildforschung (Visuelle Kultur, Studien und Materialien, 12). Münster: Waxmann 2017, 372 S.